

Auf der Suche nach der ökonomischen Krise

Zum Jahreswechsel — ein Reisebericht

von Harriet Ellwein

Acht Jahre ist es her, dass ich in der Ankunftshalle in Jakartas Flughafen Cengkareng schweißgebadet auf die Passkontrolle gewartet habe. Diesmal führt uns der Weg von Deutschland nach Jakarta über Denpasar. Das heißt: Passkontrolle erst in Jakarta. Der Flug von Bali nach Jakarta ist ein Inlandsflug, und die Inlandspassagiere haben einen eigenen Ausgang. Man könnte ihnen unauffällig folgen. Doch wir gehen brav zur Passkontrolle, stellen uns wohlgezogen in die überschaubare Schlange. Kurzer Blick. Stempel. In Griechenland würde es auch nicht schneller gehen. Sogar mein Lächeln wurde beantwortet. Stressfrei nach Indonesien einreisen! Aufatmen — die Müdigkeit nach der langen Reise scheint wie weggeblasen ...

Auch »draußen«, jenseits der Flughafenmauern sind Militär und selbst Verkehrspolizei

weniger präsent — das fällt angenehm auf. Dafür stehen an den Straßenkreuzungen in den Vorstädten Jungs, die gewichtig die Autos dirigieren und von jedem Autofahrer 100 Rupiah abzocken. »Sie verhindern die Staus in den Vorstädten nicht, sondern verursachen sie erst«, meint unser Vetter. »Und hinter ihnen steht die Polizei-Mafia zum Abkassieren!« Der Stau ist in Jakarta unvermeidlich, hat man einmal das wesentlich dichter gewordene System der Schnellstraßen verlassen. Die freie Fahrt verlangt jedoch ihren Preis — alle paar Kilometer muss der Maut-Obolus entrichtet werden. Die Zahl

der Autos nimmt rapide zu. Ersticken in dem Wunsch nach besserer Mobilität.

dem Boden sprießen die Wartels (*Warung telepon*, Telefon-Buden) und die Internetcafés. Kommunikati-



Foto: H. Ellwein

»Food Center« in Denpasar

Die Hochhauskulisse Jakartas ist dichter und eindrucksvoller als je zuvor — die Konkurrenz von Kuala Lumpur und Singapur ist schließlich groß. Die Vororte scheinen unverändert — vom Aussehen und von den Gerüchen her. Aus

onskultur für die kommunikationsfreudigen Indonesier, ohne dass man sich Telefon oder PC anschaffen müsste. Müßig zu sagen, dass ein Handy hat, wer sich eins leisten kann, und dass die Dinger eifrig in Gebrauch sind.

Die Autorin ist Vorstandsmitglied der Südostasien Informationsstelle.

Unser Vetter Djoko wohnt in Pondok Gede, einem Mittelschichtsbereich im Osten Jakartas. Fast alle Männer und die meisten Frauen dort haben studiert und gute Jobs. In der abendlichen Kühle nach getaner Arbeit treffen sie sich, hocken am Straßenrand oder auf einer der Terrassen, trinken Tee, manchmal kochen sie gemeinsam. Sie haben sich das dörfliche Leben aus zahlreichen Provinzen Indonesiens, das sie oder ihre Eltern einst aufgegeben hatten, in diese kleine Straße im Suburb von Jakarta zurückgeholt. Ihre heftigen Diskussionen — über Familienangelegenheiten ebenso wie über aktuelle Tagespolitik — führen sie auf Indonesisch, nicht auf Bahasa Java, Sunda oder Minang. Eine offene und warmherzige, intellektuelle Gemeinschaft, die dem Gast aus Deutschland den Kontakt leicht macht, ohne dass ich mich der einst mühsam erlernten javanischen Verhaltensregeln hätte bedienen müssen. Djoko, erfolgreicher Geschäftsführer einer Consulting Firma, ist sehr stolz auf diese Nachbarschaft: »Das Haus ist längst zu klein für meine Familie, aber ich will hier nicht wegziehen!«

Auf Djokos Terasse kommt mir erstmals die Frage nach der ökonomischen Krise in Indonesien, von der ich in Deutschland immer in der Zeitung lese. Die netten Nachbarinnen und Nachbarn klagen nämlich heftigst: Über die Inflation (stimmt: Ich stecke immer zu wenig Rupiahs in den Geldbeutel, weil ich noch nicht kapiert habe, wie wenig sie wert sind) — alles ist so teuer, die Verdienste so niedrig, das Geld immer alle. Gleichzeitig höre ich erstaunt, dass eine Familie gerade die Pilgerfahrt nach Mekka plant und zwei weitere Nachbarn über den Kauf des neuen Autos oder des Motorrads für den Sohn sinnieren. Offensichtlich habe ich hier in dieser Mittelschichtszene die wirkliche Wirtschaftskrise nicht gefunden. Derlei Klagen kenne ich auch aus Deutschland ...

Religiöse Feste im Doppelpack

Die Pilgerfahrten nach Mekka stehen übrigens im Frühjahr an. Jetzt ist Dezember und nicht nur Vorweihnachtszeit für den christlichen Bevölkerungsteil Indonesiens, sondern

auch der Fastenmonat Ramadan für die islamische Mehrheit. Rund alle dreißig Jahre kommt es vor, dass Weihnachten und *Hari Raya Idul Fitri*, das große Fest zum Ende der Fastenzeit — in diesem Jahr am 27. und 28. Dezember —, fast zusammenfallen. So können die großen Spruchbänder an den öffentlichen Gebäuden, in Einkaufs- und Schnellstraßen oder an großen Kaufhäusern zum Ende des Jahres 2000 ganz ökonomisch das »Selamat Hari Raya« mit den besten Wünschen zum Weihnachtsfest und für das Jahr 2001 verbinden.

Und wie immer in Indonesien, vor allem im islamischen Fastenmonat, lässt mich das Thema Religion nicht los. Oft war ich schon während des Ramadan hier und fand es stets merkwürdig, dass die Men-

schen um halb drei Uhr nachts aufstehen, um ihr »Saur«, das Fasten-Morgenmahl, einzunehmen. In der ersten Nacht in Jakarta wurde ich von dem Ruf der Moschee wach, von der laut und deutlich »Saur« gebrüllt wurde. Ich mag mich irren, aber ich fand den Rufer aggressiv, so als freute er sich daran, die Menschen aus dem Schlaf an Pfannen und Kochtöpfe zu bringen. Nur wenig später hörte ich Djokos Frau in der Küche hantieren. Um halb vier waren die Zeremonien zum morgendlichen Mahle vorbei, eine viertel Stunde später kam der Ruf zum Morgengebet.

Ganz anders im Dorf in Mitteljava, wo der Großteil unserer Familie wohnt, die zu zwei Dritteln islamisch und zu einem Drittel katholisch ist: Das »Saur« klang hier sachlicher, dafür folgte dem Morgengebet aber



Muslime und Christen feiern zusammen.

eine lange Predigt, die halb indonesisch, halb javanisch war. Jedenfalls verstand ich genug, um herauszufinden, dass sie ziemlich moralisch klang. Ich meine, mehr islamisch gekleidete Frauen gesehen zu haben als früher. Auch in der Familie beim großen Fest zu »Hari Raya« erschienen viele Frauen und junge Mädchen in islamischer Tracht. Djoko war schon immer ein sehr gläubiger Muslim, in früheren Zeiten sogar ein fanatischer. Er fastet, betet, geht zum Freitagsgebet in die Moschee und blickt hinter die Kulissen: Viele täten im Ramadan unheimlich fromm, so seine Beobachtung, und meinten, es würde als Ausdruck religiöser Überzeugung genügen, in Sarung und Peci regelmäßig zur Moschee zu laufen. »Die wirkliche Innerlichkeit vermisse ich oft.«

Unverändert ist die religiöse Toleranz in der Familie: Da ist die katholische Tochter, die ihren islamischen Eltern tagelang mit den Feierlichkeiten zum Ende des Ramadan hilft, und die vielen Verwandten, die zu »Hari Raya« »Fröhliche Weihnachten« zu mir sagen. Ich antworte mit »Selamat Hari Raya«, und wir haben alles etwas zu lachen. Da scheint nichts auf den ersten Blick Trennendes, wenn mir auch eine katholische Cousine unter vier Augen gesteht, dass sie in manchen Ramadan Nächten angesichts der geballten, über Mikrofon verbreiteten religiösen Ideologie ähnliche Gefühle empfindet wie ich.

Pferdekutsche vor dem Internetcafé

Die Feste verbringen wir auf dem Dorf zwischen Yogyakarta und Solo, wo sich auf den ersten Blick nur wenig verändert zu haben scheint. Wieder suche ich nach der ökonomischen Krise. Zugegeben, das Dorf liegt in fruchtbarster Landschaft, wo der beste Reis in Indonesien produziert wird, und war noch nie sehr arm. Dennoch kann ich sie auch hier nicht finden, obwohl der Rhythmus der Schmieden, der früher die akustische Dorfkulisse ausgemacht hat, an Bedeutung verloren hat. Die Schmiedkooperative existiert nicht mehr. Auch in den Dörfern stehen mehr Privatautos vor den Häusern, ist der Verkehr spürbar dichter. Der öf-

fentliche Verkehr ist nach wie vor die Pferdekutsche. Sie hält auch hier auf dem Land vor den Wartels oder dem Internetcafé. Der Merapi-Vulkan als unumstößlicher Beherrscher der Region raucht unverändert vor sich hin ... (und bricht wenige Wochen nach unserer Rückkehr aus).

Auch in den Privathäusern haben sich die Boten der Modernisierung verdichtet: Kühlschränke und elektrische Wasserpumpen zählen nicht mehr nur zu den Statussymbolen der Privilegierten, Bäder und Fußböden sind zunehmend gekachelt, bei Tante und Onkel hat ein Stück Auslegware die Strohmatte ersetzt. Das Telefon klingelt auch hier, und der Fernseher, der früher schon das Familienleben beherrschte, ist in jeder Hinsicht bunter geworden. TVRI, das staatliche indonesische Fernsehen, so sagte mir früher jemand, braucht keine Werbung, es ist Werbung, Propaganda an sich. Die Propaganda der westlichen Warengesellschaft hat das Zepter im Fernsehen, zumindest auf den unabhängigen Kanälen, fest in der Hand und die Propaganda der »Neuen Ordnung« Suhartos ersetzt.

Hohe Ähren — das Ende einer Ära

Auf einigen Reisfeldern, die kurz vor der Ernte stehen, sehe ich Reis mit besonders hohen Ähren. Er demonstriert das Ende einer Ära, die besonders charakteristisch für die Suharto-Zeit war. Die »grüne Revolution« in der Landwirtschaft hatte die Militärdiktatur dazu benutzt, den Bauern vorzuschreiben, welche Reissorten sie anzupflanzen hatten. Ich habe selbst erlebt, wie Militärs den kleinen Bauern die angeblich »falsche« Hohertragsart von den Feldern gerissen und sie damit um den Verdienst von mehreren Monaten gebracht haben. Hohertragsarten stehen dichter und haben kürzere Halme als traditionelle Reissorten. Der hohe Halm ist somit Symbol für die Liberalisierung in der Landwirtschaft. Es gibt kein Pflanzgebot mehr.

Auch andere Gebote sind gefallen. So ist Schuluniform nicht mehr vorgeschrieben, trotzdem tragen die meisten Kinder ihre roten, blauen oder grauen Hosen und Rö-

cke erst mal weiter. PKK und *Dharma Wanita*, die Frauenorganisationen in den Dörfern und bei den Gattinnen der Staatsbediensteten, gibt es noch, aber es besteht keine Zwangsgliederschaft mehr. Der gemeinschaftliche Frühsport der Staatsbediensteten vor den öffentlichen Gebäuden am Freitag Morgen ist genauso abgeschafft wie der Appell an Schulen und Verwaltungsgebäuden an jedem 17. des Monats zur Würdigung des Unabhängigkeitstages am 17. August. Ich frage, ob hier nach dem Ende der Militärdiktatur, die ja auch das gesellschaftliche Leben bis ins Detail organisiert hat, eine Art Orientierungslosigkeit bezüglich der Freizeitgestaltung eingetreten ist — ähnlich wie in der ehemaligen DDR. Dies wird verneint. Den Zwangsorganisationen weint wohl keiner eine Träne nach. Man macht erst mal sein eigenes Ding — politisch, wirtschaftlich, gesellschaftlich — guckt, ob es einem gefällt, man erfolgreich ist oder nicht. Es herrscht eher Anarchie als Orientierungslosigkeit.

Indonesier als Touristen in Indonesien

Indonesien, so stellen es die westlichen Medien dar, ist ein Land, das dominiert wird von politischen Unruhen. Der internationale Tourismus ist rapide zurückgegangen. In Yogyakarta sehe ich auf der Touristenstraße *Malioboro* in einer halben Stunde drei »Weißgesichter«. Und doch ist sie voll wie nie zuvor. Die Indonesier sind ihre eigenen Touristen, und das gerade jetzt, wo Weihnachten und das Ende des Fastenmonats unmittelbar anschließen und zusammen mit den Neujahrsfest eine lange Ferienwoche ergeben. Die Batikgeschäfte auf der *Malioboro* sind so voll als erwarteten sie den Räumungsverkauf. Autos mit Nummernschildern aus ganz Java fahren in dieser Woche von Ferien und Feiertagen auf der Einkaufsstraße der alten Sultansstadt Schritt, auf den Bürgersteigen ist ebenfalls kein Vorankommen mehr möglich.

In Bali ist an den Strandorten für die Zeit vom 24. Dezember. - 2. Januar seit Wochen kein Quartier mehr frei, und auch hier sind die ausländischen Touristen in der Unterzahl: Zwei Drittel der Personen, die

um diese Zeit Quartier gebucht haben, sind Indonesier. Auf der Straße dasselbe wie in Yogya: Auswärtige Nummernschilder.

An Silvester fahren wir zum Tanah Lot Tempel in Bali, dem berühmten Tempel auf einem Felsen im Meer. Der Weg zu diesem Heiligtum ist schwarz von Menschen, obwohl es Mittagszeit ist. Seit wann stellen sich Indonesier zur heißesten Tageszeit mitten in die Sonne? Auf dem Rückweg passieren wir den Stau der ankommenden Tempelbesucher: Über Kilometer reihen sich wartende Touristenbusse und Privatautos. Jetzt ist ja erst die richtige Tageszeit für den Besuch dieses Heiligtums, der für seine Sonnenuntergänge berühmt ist.

Nach Sonnenuntergang beginnen die Silvesterparties. 90 US-Dollar kostet der Eintritt in einer großen Hotelanlage in Kuta. Eine Inderin, die mit ihrer Familie in Australien lebt, hatte die Karten für den Silvesterball in ihrer Package-Tour mitbuchen müssen. In Bali angekommen, wurde ihr dann bedeutet, dass sie für jedes ihrer zwei Kinder, diesen Preis noch zusätzlich lohnen müsse. Sie hat erfolgreich protestieren können. Als Ausländerin ist sie jedoch auch auf diesem Fest in der Minderheit. Es sind die Indonesier, die sich hier das offenbar reichlich vorhandene Geld aus der Tasche ziehen lassen.

Wo ist die ökonomische Krise? Wer auf dieser 90 US-Dollar Silvester Party gefeiert hat, gehört zu den tonangebenden Schichten in Indonesien ...

Ökonomische Krise — ein Qualitätsproblem?

Mein Sohn fragt auf der Strecke zwischen Denpasar und Ubud, wo eigentlich die berühmten balinesischen Reisfelder zu sehen seien. Die Frage erstaunt nicht, da die Strecke an der Hauptstraße fast lückenlos bebaut ist. Schon am neuen By-

pass in Denpasar reiht sich ein Möbelgeschäft oder -markt an den anderen. Die berühmten balinesischen Möbel — inzwischen auch in Deutschland sehr beliebt — können hier erstanden werden. Irrtum, wer glaubt, sie würden auch in Bali hergestellt. Die guten Stücke, so erzählt ein Freund, stammen aus Java und gehen in Bali nur in die Endfertigung. Allerdings eignet sich Bali als Vertriebsstandort besonders gut — aufgrund des internationalen Tourismus und des Großflughafens. Die unzähligen Geschäfte für Möbel, Bambusprodukte, Schnitzereien, Lampen, Gold- und Silberschmuck, die sich an den Straßenrändern die Hand geben, lassen mich jedoch immer wieder nach den Vermarktungsmöglichkeiten fragen. Die japanischen, australischen, europäischen und amerikanischen Touristen können auch hier nicht den Löwenanteil ausmachen. Wer hat die notwendige Kaufkraft? Wo ist die ökonomische Krise? Auf den Straßen in Java und Bali haben private Kleinbusse und Limousinen das Regiment auf der Straße übernommen. Öffentliche Busse, Kleinbusse und Güterverkehr sind nicht mehr in der Mehrheit. Überfüllte Supermärkte, Warteschlangen bei »Pizza Hut« gehören zum Alltag wie der Stau auf der Straße. Ich taste mich voran: Ökonomische Krise heißt doch, dass es Teilen der Gesellschaft schlechter gehen muss als zu einem

Zeitpunkt davor... Die ganz unten hatten noch nie etwas. Ist die Zahl derer ganz unten größer geworden? Niemand bejaht dies. Hat die Mittelschicht etwas von dem errungenen Habe abgeben müssen? Dann täuschen mich die Bilder, die ich gesehen habe.

Ein balinesischer Freund nimmt sich schließlich meiner Frage an: »Fahre in die Provinz Ost-Nusa Tenggara, da geht es den Menschen wirklich schlechter als noch vor ein paar Jahren.« Vielleicht hat er recht. Vielleicht hätte ich in den Peripheriegebieten des Landes, wo die meisten Unruhen stattfinden, mehr gesehen.

Mein Freund hat noch ein Argument — ein sehr subtiles: Gerade die untere Mittelschicht hätte bei vielen Waren einen Qualitätsverlust hinnehmen müssen. Das betreffe besonders Güter des täglichen Bedarfs, wie beispielsweise Milchpulver für Kinder, aber auch hochwertigere Produkte, wie Computer und -zubehör. Auch dieses Argument habe ich sehr ernst genommen, aber ob die internationalen Meinungsmacher das unter der Krise verstehen? Ich habe meine Frage unbeantwortet wieder nach Deutschland mitgenommen.



Stau auf der Malioboro in Yogyakarta